

„Miteinander den Weg tasten“

Zum 80. Geburtstag von Altbischof Johann Weber

■ KURT WIMMER



Kurt Wimmer, geboren 1932 in Linz. Nach der Matura an der Realschule Studium der Geschichte an der Universität Graz, Dr.phil. 1958 Eintritt in die Redaktion der „Kleinen Zeitung“, 1964 Chefredakteur-Stellvertreter, 1994–1998 Chefredakteur. Seit 1998 freier Publizist. Letzte Buchveröffentlichung: „Der Brückenbauer“, ein Porträt des Kulturpolitikers Hanns Koren.

Der Altbischof führt mich durch einen großen Raum und deutet im Vorbeigehen auf ein paar Bücher, die auf dem Tisch liegen: „Reste von den Geburtstagsgeschenken“, erläutert er und nimmt kurz den Band „Weisheit des Judentums“ zur Hand. Henning Mankells Kriminalroman „Vor dem Frost“ lauert auch noch auf Lektüre.

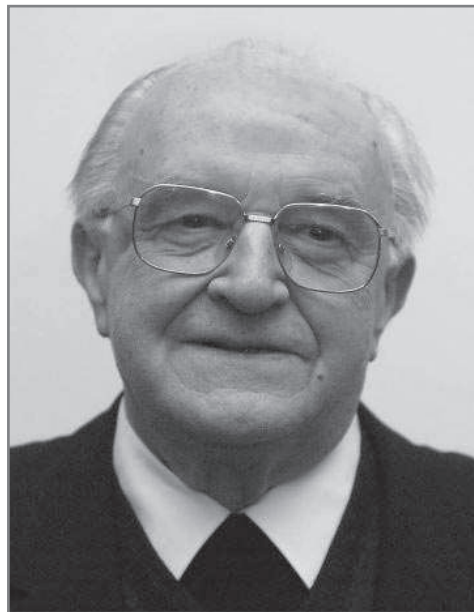
Im nächsten, kleineren Zimmer, wo wir uns zum Gespräch niederlassen, ist der niedrige Tisch auch nicht ganz bücherfrei: Die vor 35 Jahren erschienene Taschenbuchausgabe der „Einführung in das Christentum“ von Joseph Ratzinger ist aber sichtlich kein aktuelles Geburtstagsgeschenk, sondern schon ziemlich abgegriffen.

„Wir sind 35 Minuten vor Beginn des Gottesdienstes gekommen“, sage ich, „aber meine Frau und ich haben keinen freien Sitzplatz mehr im Dom gefunden.“ Johann Weber lächelt: „Aus dem ganzen Land sind sie gekommen. Es war wie ein kleiner Katholikentag.“ Wir reden von seinem 80. Geburtstag. Beim Einzug in den Grazer Dom wurde an diesem 22. April, einem strahlenden Sonntag-Nachmittag, der Altbischof mit Beifall begrüßt: lang und herzlich. Nach der Homilie des Weihbischofs Helmut Krätzl klatschte das Kirchenvolk wieder.

Krätzl redete den Altbischof mit „lieber Bischof Johannes“ an und würdigte den Mitbruder als „Mann des Dialogs“, der

aber durch eine „harte Schule des Dialogs“ gegangen sei. Denn als Kaplan in den Pfarren Kapfenberg und Köflach musste er in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts feststellen, dass die tiefen Wunden, die in den politischen und ideologischen Kämpfen zwischen Kirche und Arbeiterschaft geschlagen wurden, längst nicht verheilt waren. Der Sohn eines Gendarmen und einer Schneiderin lernte mit sechs

Geschwistern in der Praxis, was Teilen ist. Als Sechzehnjähriger wurde er 1943 vom Gymnasium weg zu den Luftwaffen Helfern eingezogen. Als Siebzehnjähriger steckte man ihn in die Uniform eines Soldaten der deutschen Wehrmacht. In den letzten Kriegswochen wurde er an der oststeirischen Front eingesetzt und am 25. April 1945 verwundet.



Später erzählte er: „Ich habe gelitten wie ein Hund. Ich kam heim, vom Krieg völlig aufgewühlt und zerstört.“ Das sei seine eigentliche Kriegsverwundung gewesen: die Erfahrung, „wozu der Mensch fähig ist, wozu man fähig ist, auch ich.“ Damals kamen auch die Zweifel, ob er wirklich Priester werden wolle. Er studierte zunächst Germanistik – und entschied sich dann doch für das Seminar. 1950 wurde er zum Priester geweiht.

Nach der Kaplanszeit (1950–1956) und den Jahren als Diözesansekretär der Katholischen Arbeiterjugend wurde

Johann Weber 1962 Stadtpfarrer „drüber der Mur“, in dessen Kirche man gern ging. Auch wenn's etwas weiter war, fuhr man zur Andrä-Kirche, denn die Messe dort feierten auch die Kinder begeistert mit. Da redete einer schlicht und nicht sehr lang, und man glaubte ihm. „Du bist auch als Bischof, wie damals in St. Andrä, immer Pfarrer geblieben“, sagte Helmut Krätzl im Dom. „Diese Erfahrung hast Du manchen Mitbrüdern im Bischofsamt voraus.“

1969 wurde Johann Weber zum Bischof geweiht, nachdem Bischof Josef Schoiswohl erkannt hatte, dass er sich in einer Zeit des Umbruchs und der Spannungen, auch innerhalb des Klerus, seinem Amt nicht mehr gewachsen fühlte. Im wahrsten Sinne des Wortes „über Nacht“ hatte die Steiermark ihren Bischof verloren.

Ich erinnere den Altbischof an Krätzls Buch „Im Sprung gehemmt“, in dem dieser darüber nachdenkt, was ihm nach dem Konzil noch alles fehle.

„Was passiert eigentlich, wenn man im Sprung gehemmt wird?“, grüble ich halblaut. „Ma fällt obi“, kommt sofort im schönsten Dialekt die Kurzanalyse meines Gegenübers.

Dann schweigen wir uns einige Zeit an. Ich wage die Vermutung auszusprechen, dass auch in der Priesterausbildung daran gearbeitet werde, das auszumerzen, was für manche am Konzil offensichtlich zu viel war.

Da werden Volksaltäre entfernt oder Kommunionhelfer abgeschafft – von jungen Priestern. „Ungute Signale“, vermerkt der Altbischof.

Erfahrung des Volkes Gottes

„Ich habe nicht vor, den beleidigten Pensionisten zu spielen“, sagt Bischof Johannes unvermittelt. Dazu habe er überhaupt keinen Grund. Er sei froh, dass „Salzburg“ möglich gewesen sei, dieser „Dialog für Österreich“, den er zwar vorbereitet hatte, aber dann unfreiwillig und unvorbereitet in St. Virgil eröffnen musste, damals am 23. Oktober 1998, als Kardinal Christoph Schönborn plötzlich erkrankte und Weber

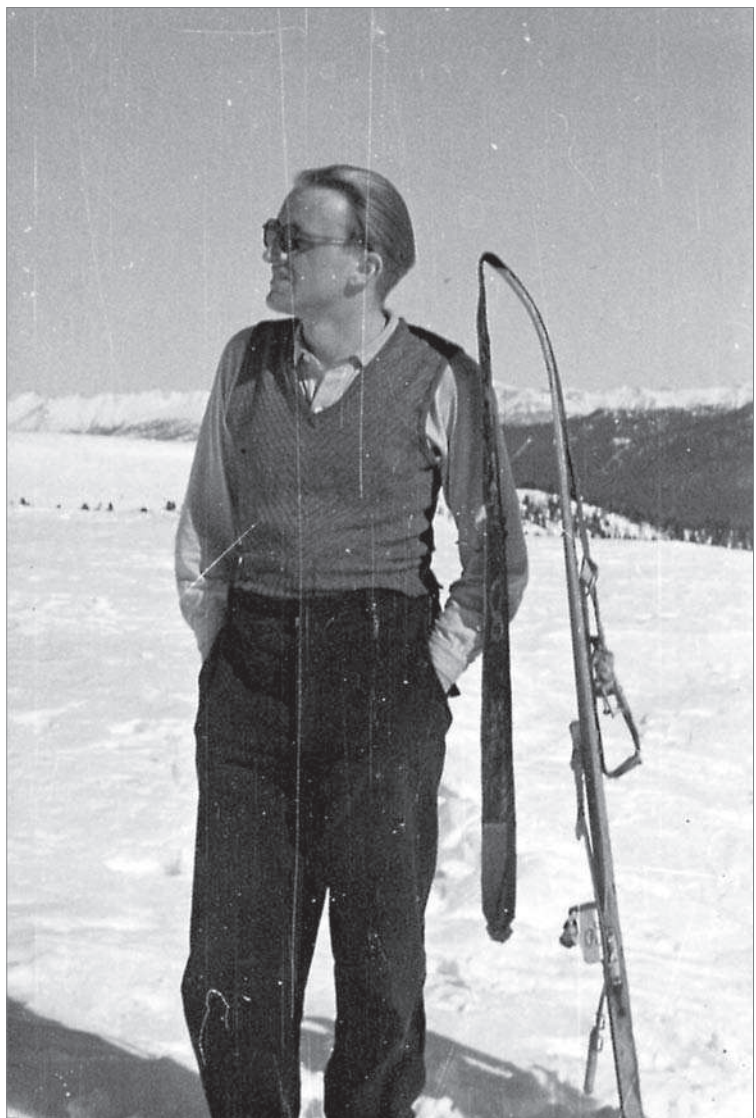
als Vorsitzender der Bischofskonferenz bereits zurückgetreten war.

Da sei er dankbar, obwohl die Ergebnisse dieser Delegiertenversammlung dann „im hinteren Archiv abgelegt“ worden seien. Dankbar sei er auch für den „Tag der Steiermark“ 1993 und für den Steirischen Katholikentag 1981, der als „Fest der Brüderlichkeit“ gefeiert wurde: „Das war ein Konzept. Das waren Herzensanliegen. Da macht man die Erfahrung des Volkes Gottes – in seiner Buntheit, in seiner Vielfalt. Dreifaltigkeit ist Dialog“.

Dieser Dialog sei für ihn nie Taktik gewesen, sondern eine Grundhaltung: das Ernstnehmen des Anderen. Natürlich gäbe es auch immer wieder große Spannungen und Unruhe: „Aber Ruhe ist nicht alles. Am Friedhof ist es auch ruhig.“

■ „Was passiert eigentlich, wenn man im Sprung gehemmt wird?“
„Ma fällt obi.“

Der Student
Johann Weber 1949



■ Weil er sie hat, muss er auf Autorität nicht besonders bedacht sein.

Dringliche Fragen, die man nicht stellen darf

Der Altbischof kommt dann auf drängende Fragen zu sprechen: die Amtsfrage, die Ehemoral, wie geht's mit den Sakramenten weiter? Die Beichte zum Beispiel sei ja „fast weggestorben“. Das seien dringliche Fragen. Und er fügt eine weitere hinzu: „Aber was ist, wenn man sie nicht einmal stellen darf?“ Es sei gefährlich, sich der Wirklichkeit nicht zu stellen. Es sei auch gefahrlos, „das Amt vom Volk herauszulösen“. Und weil ihm in diesem Zusammenhang offensichtlich mehrere Gedanken auf einmal durch den Kopf gehen, sagt er plötzlich: „Gott sei Dank, dass wir das Feuer der Aufklärung hatten.“

„Null Frust“ sei in ihm, „nur fröhliche Dankbarkeit“. „Und überhaupt“, so kommt er auf sein Lieblingsthema zurück, „die Möglichkeiten für eine fröhliche Kirche müssen geweckt werden. Vertrauen und Heiterkeit gehören zum Wesen des Christen. Wir müssen auch für uns selber Feste feiern. Bei uns gibt es dauernd diese vorschnelle Angst, dass alles mögliche schief geht.“

Koalition des Nachdenklichen

Über konfessionelle und ideologische Grenzen hinweg ist es diesem Bischof gelungen, das zu verwirklichen, was er vor vielen Jahren als Notwendigkeit erkannt hatte: eine „Koalition der Nachdenklichen“ zu schaffen und zu fördern. Als Bischof war Johann Weber ein Würdenträger, aber er bewies auch in den drei schwierigen Jahren als Vorsitzender der Bischofskonferenz (1995–1998), dass er kein Hierarch war, sondern nachdenklicher Zuhörer und Seelsorger, der auch in Krisenzeiten das Miteinander pflegte.

Er ist friedfertig im besten christlichen Sinn: Er kämpft nicht gegen jemanden, sondern für etwas, und er ist zutiefst überzeugt von der Kraft des Guten. Gespräch ist ihm Bedürfnis, Offenheit gehört zu seiner Natur und Unversöhnlichkeit empfindet er als Niederlage.

Als Bischof, der auch für die Medien zuständig war, brachte Johann Weber ein paar wichtige Voraussetzungen mit: Er ist ein interessierter Medienkonsument und er war und ist wohlmeinend gegenüber Journalisten. Er hat diese Garde kennen gelernt und er schätzt sie dennoch.

Die Offenheit seines Wesens hat es ihm immer verwehrt, bestimmte Formen „klerikaler Diplomatie“ anzunehmen. Diese Art ist ihm zeitlebens fremd, ja zuwider gewesen. Das heißt nicht, dass Johann Weber naiv wäre.

Nicht harmoniesüchtig

Johann Weber war ein Medienbischof mit Sprachgefühl. „Seine Rede ist nicht Predigt“, sagte ein sehr kritischer steirischer sozialdemokratischer Landesrat über ihn. Er drückte damit etwas aus, was typisch für Weber ist: Er möchte „ankommen“ bei denen, die er anspricht und er nimmt sie ernst. So ist seine Sprache einfach, er sucht nach dem richtigen Wort und nach dem anschaulichen Bild. Fast verschollene Wörter holt er aus dem Wortschatz, Wörter, die der Wirklichkeit des Zeitgeistes Widerstand leisten – allein dadurch, dass sie noch gebraucht werden. Bischof Johannes scheut sich nicht, von etwas „berührt“ zu sein oder „Behutsamkeit“ zu fordern. Er erinnert an die fast vergessene „Ehrfurcht“, wenn er zum Beispiel in einem Interview gefragt wird, ob denn das Alter Erkenntnisse bringe, die einem vorher verschlossen waren. Seine Antwort: „Man wird ehrfürchtiger vor anderen Standpunkten und Schicksalen.“

Johann Webers ausgleichende Wesensart verführte Kritiker dazu, den Bischof als „harmoniesüchtig“ abzukanzeln. Aber der Würdenträger Weber, der manchmal schwer trug an seiner Würde, war ein Amtsinhaber, der auch sehr bestimmt auftreten konnte. Weil er sie hat, muss er auf Autorität nicht besonders bedacht sein. In seiner Homilie wies Weihbischof Krätzl auch darauf hin, dass es Bischof Johannes gewesen sei, der einmal das Einstimmigkeitsprinzip in der Bischofskonferenz beklagt hatte. Damals

sagte Weber: „Wir waren zu salbungsvoll von dem hohen Gedanken beherrscht, wir müssten in der Bischofskonferenz alles einstimmig machen. Das war ein Fehler. Auch bei Meinungsverschiedenheiten müssen Entscheidungen fallen.“

Ob er eigentlich damals 1969, als er Bischof wurde, erkannt habe, was da auf ihn zukam, wie zerrissen die Diözese war?, frage ich ihn. Er erinnert daran, dass er Diözesanseelsorger der Arbeiterjugend gewesen sei: „Ich kannte die Pfarren und die erste Welle der Priesteraustritte ließ einiges ahnen.“ Trotz aller Schwierigkeiten weiß er die Erfahrungsmöglichkeiten, die ihm geboten wurden, zu schätzen: „Ich kenne das Land wie kaum jemand – auch die innere Dimension. Allein diese paar zehntausend Firmlinge in allen diesen Jahren, das ist ein Reichtum ...“ Da habe er gelernt, was es heißt, „miteinander den Weg tasten“. Und auf die Nachfrage, ob er es jemals bereut habe, Priester zu werden, kommt ein klares: „Nein“.

Als Priester noch immer bei den Leuten

Beim Weggehen führt er mich kurz zu einem Tisch nahe einem Fenster, das einen schönen Blick auf den Grazer Stadtpark bietet. Bischof Johannes weist auf eine Ikone, die das Antlitz Christi zeigt: „Die hab ich gemalt, bei einem Ikonen-Malkurs im Stift St. Lambrecht.“

Ich schau in den Stadtpark hinunter und denke daran, dass Johann Weber von seiner Wohnung aus hier fast täglich durchspaziert, die Leonhardstraße hinunterwandert, zur Leonhardkirche, wo er im Pfarrhof ein kleines Zimmer hat. Er arbeitet als Priester in der Pfarre mit und schon auf dem Weg dorthin ist er wieder „Bei den Leuten“. Das ist der Titel eines Buches, das vor fast 15 Jahren von ihm geschrieben wurde. Da denkt er beim Gehen dann über manches nach. Zum Beispiel, warum diese Menschen, die hier ihres Weges hasten, alle diese Leute mit ihren Sorgen und Problemen im Kopf, warum die eigentlich zur Kirche kommen sollen? Und ob der Umbruch, der in den letzten Jahren passiert ist, wirklich in allen Dimensionen wahrgenommen wird: „Warum kommen sie nicht? Man sollte eher fragen: Warum sollen sie eigentlich kommen? Und was können wir ihnen bieten, wenn sie kommen?“

Ein neues Buch plant er nicht? Weber schüttelt den Kopf. Das eine genüge ihm und das andere, das Josef Bruckmoser über ihn geschrieben hat. Ja, das genüge eigentlich. Dann lacht er leise: „Vielleicht schreib ich noch einmal einen Krimi.“

Bevor er mich verabschiedet, deutet er auf seine Bücherwand, weist auf ein großes Regal mit dem Handrücken von oben nach unten und sagt: „Alles Geschichte.“

Dann macht Bischof Johann die Tür hinter mir zu.

■ „Warum kommen sie nicht? Man sollte eher fragen: Warum sollen sie kommen?“

Religionsphilosophie. Eine Wiederentdeckung

War das Thema Religion im philosophischen Denken nicht seit Jahrzehnten erledigt? Hatte man sie nicht nur mehr den Theologen und anderen Obskurantisten zugestanden? Dagegen macht sich in den letzten Jahren ein erstaunliches Phänomen bemerkbar: Die Zunft der Philosophen denkt wieder über Religion nach. Während sich die Kirchen als traditionelle Religionsagenturen in Rückzugsgefechten aufreiben und immer mehr Zeitgenossen in unreflektierte religiöse Selbstinszenierungen ausweichen, wird wieder nach Grundsteinen für zeitgemäße Denkgebäude gesucht. Weder Paulus noch Augustinus, um nur zwei der Größten zu nennen, wären ohne den Denk- und Wortapparat ihrer zeitgenössischen Philosophie ausgekommen, und Thomas von Aquin revolutionierte die Theologie, indem er sich der damals wiederentdeckten Philosophie des Aristoteles bediente.

Aus einer mehrjährigen Initiative von monatlichen religionsphilosophischen Vorträgen im Wiener Katholischen Akademikerverband sind inzwischen drei Sammelbände hervorgegangen:

Dethloff, Klaus, Ludwig Nagl, Friedrich Wolfram (Hrsg.), *Religion, Moderne, Postmoderne Philosophisch-theologische Erkundungen*. Schriften der Österreichischen Gesellschaft für Religionsphilosophie Bd. 3, April 2002, ISBN 3-930450-72-0, € 19,80

Klaus Dethloff, Robert Langthaler, Herta Nagl-Docekal, Friedrich Wolfram (Hrsg.): *Orte der Religion im philosophischen Diskurs der Gegenwart*. Schriften der Österreichischen Gesellschaft für Religionsphilosophie, Bd. 5. 2004, ISBN 3-937262-05-9, € 30,70

Klaus Dethloff, Ludwig Nagl, Friedrich Wolfram (Hrsg.), *„Die Grenze des Menschen ist göttlich“*. Beiträge zur Religionsphilosophie. Schriften der Österreichischen Gesellschaft für Religionsphilosophie, Bd. 7. 2007, ISBN 3-937262-49-0/978-3-937262-49-9, € 30,00